Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 42

Artikel: Auf Kriegsschiffen

Autor: Bütikofer, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642093

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fast jede Stunde dieser Woche brachte Blasi irgend etwas Verwunderliches. Gab es nicht Leute, die ihm auswichen? Ging er auf der einen Seite der Straße, so drückten sie sich auf die andere. Sie warfen ihre Augen rasch und scharf auf ihn und drehten sie dann weg. Einmal spielten Kinder auf der Straße. „Er kommt, er kommt!" rief eines und wie Hühner vor dem Weih stoben sie auseinander. Er wollte eines einfangen und ausforschen, aber sie hatten sich versteckt, und eine Frau trat ihm aus einem Holzschuppen entgegen und fragte ihn barsch, was er da verloren habe.

Wäre nicht der Gedanke an das Disteli gewesen, Blasi hätte dieses geheimnisvolle Umschlichen- und Umsponnenwerden, das er ahnte, aber nirgends fassen konnte, nicht ertragen. Das Höckerli wurde in der Zeit, da die Feldarbeit überall auf die Bauern wartete, nicht auf die Stör gerufen und schneiderte zu Hause. Das Disteli kam nie heraus, aber es brauchte die Augen. Es saß wie gewohnt am Fenster und nie entging es ihm, wenn Blasi daran vorbeikam. Es war, wie wenn es seine Schritte mit einem dunkeln Sinn von weitem spürte. Am Abend sang es zuweilen wieder in der Kammer, und er hörte aus der seinigen andächtig und in weicher Stimmung zu. Er fühlte, was das Mädchen meinte: „Sei nur ruhig, ich werde zu dir halten, auch wenn Noldi sich an mich heranmacht."

In der Mittwochnacht zog Blasi aus einem Reisigbündel unter seinem Fenster einen dicken Knüttel heraus. Er dachte an Noldis Drohung. Gleich hinter dem Pappelhaus stieß er auf den Nebenbuhler. Auch der hatte sich bewehrt, sie hatten einander erraten. Sie maßen sich einen Augenblick, jeder auf den Angriff des andern gefaßt, versuchten sich aber zuerst mit Worten. „Du gehst, wo ich will", knurrte Noldi.

„Was? Brauch' ich dich zu fragen?" gab Blasi zurück und trat näher heran. Noldi wich ein wenig zurück: „Ich will mich nicht mit dir prügeln. Wir wollen warten, bis sie kommt, dann soll sie reden."

„Meinetwegen", entgegnete Blasi und setzte sich langsam an den Straßenrand. Der Schlosser ließ sich auf dem andern Bord nieder. So saßen sie sich eine lange Weile schweigend gegenüber. Ein alter Bauer kam vorbei, erschrak ein wenig, als er die dunkeln Gestalten links und rechts hocken sah, und fragte: „Sind Räuber unterwegs?" „Fast!" gab Noldi lachend zurück.

Den Weg hinauf kamen die leisen, schwebenden Schritte des Mädchens. Die Burschen erhoben sich gleichzeitig und sperrten die Straße. Das Disteli schrie leicht auf, als es auf die beiden stieß. Noldi beruhigte es: „Die Spazierstecken haben wir für uns, nicht für dich mitgenommen. Aber du sollst uns sagen, mit wem du's halten willst, mit Schlossers Arnold oder mit dem Knecht da."

„Ihr macht mir ganz angst, laßt mich durch, ich muß nach Hauf', sonst schimpft die Meisterin."

„Sie mag schimpfen! Du aber kommst nicht vorbei! In fünf Wochen ist Kirchweih, sag', mit wem du dann zusammenspannen willst!"

„Dir ist es ja gar nicht ernst, laß mich heim!"

Er trat näher vor sie hin: „Keinen Schritt, Seline!"

Nun mischte sich Blasi ein: „Laß sie durch! Ich und sie sind die Fremden im Dorf, wir gehören an der Kirchweih zusammen, denk' ich!"

Es kam ihm entschlossen aus dem Hals heraus, sein Stock ruhte nicht mehr auf dem Boden, und nun fand das Disteli den Mut, die Herzkarte aufzudecken: „Blasi hat recht, die Menschiker unter sich, und wir Fremden unter uns."

„Steht's so?" erwiderte Noldi langsam. „Nun will ich dir einen Vers machen, den du nicht mehr vergessen wirst. Mein Vater ist der Schlosser Notz, du kennst ihn, man darf seinen Namen ins Maul nehmen. Kennst du auch dem seinen Vater?" Es entstand eine unheimliche Pause, man hörte die Bäume schnaufen.

„Nun, du kennst ihn nicht, er hat ihn vielleicht selber nicht gekannt. Aber er war ein berühmter Mann! Hast du nichts pfeifen hören in diesen Tagen? Hast du denn keine Ohren?"

Sie sei nie aus dem Haus gekommen, stotterte sie geängstigt, als hätte sie sich für etwas entschuldigen müssen.

Blasi wußte auf einmal, daß nun sein Leben aus dem Dunkel heraustrat. Der Schweiß drängte sich ihm aus der Haut und überzog ihn wie mit einem kalten Hemd. Er kämpfte, ob er den Kerl und mit ihm das Geheimnis niederschlagen, oder ob er die Wahrheit kommen lassen sollte. Er ließ sie kommen, Neugier und Beklemmung hielten sich die Wage.

Bedächtig fuhr Noldi fort: „Ja, ja, ein berühmter Mann war er. Er stand einmal in allen Zeitungen! Aber im Grab ist er ein kurzer Mann, um einen Kopf kürzer als andere Leute. Er hat einen Viehhändler erstochen und dafür hat ihm der Scharfrichter den Grind heruntergehauen."

Blasi schrie auf. Er schwang seinen Stock, ließ ihn aber wie gelähmt aus den Händen fallen. Er wußte es ganz genau: Ja, das war die Wahrheit, es war ihm unmöglich, daran zu zweifeln, bei jedem Wort war es ihm gewesen, man zünde vor ihm eine Laterne an.

Auch das Disteli zweifelte nicht, weil Blasi es so elend über sich ergehen ließ und Noldi so teuflisch lachte. Es zitterte am ganzen Leib.

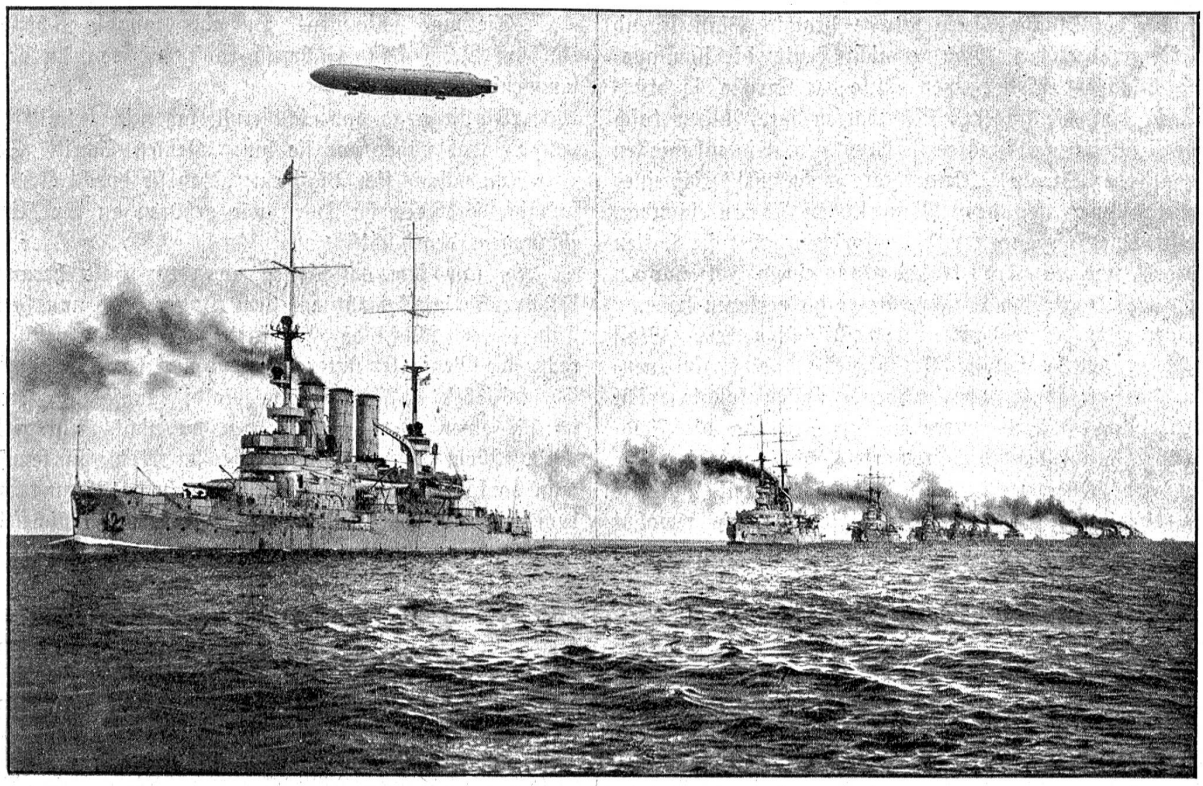
„Du könntest dem Sohn einen Kuß geben, das würde ihm jetzt wohl tun!" höhnte Noldi. Diese Vorstellung gab dem empfindsamen Mädchen einen solchen Stoß, daß es wie zum Schutz die Hände über den Kopf hielt und laut schreiend auf das Haus zueilte. Es war unfähig, die Haustüre selber aufzuschließen, es lärmte die Meisterin heraus. Selbst als es im Hausgang war, hörte man draußen noch sein Schreien.

* * * (Fortsetzung folgt.)

Auf Kriegsschiffen.

Von Ernst Bütikofer, Wettingen.

Der Hafen von Algier, den man von dem zwanzig Meter darüber gelegenen Boulevard mit einem einzigen Blick ganz übersieht, war mir bald ein lieber Bekannter geworden. Eines Tages aber hatte sich zu den Postdampfern, die den Verkehr nach Frankreich vermitteln, zu den vielen Frachtschiffen, zu den kleinen Pilotenbooten, den flachen Kohlenkähnen und der französischen Torpedobootflotille ein Fremdling zugesellt. Ein Schiff mit drei Schloten! So



Deutsche Kriegsschiffe auf hoher See.

etwas hatte ich noch gar nie gesehen! Und ganz hell war es angestrichen, und von den eisernen Mastkörben blickten Geschützläufe herunter, und vorn auf dem Verdeck war ein niedriger, runder Turm, aus dem ein großes Kanonenrohr hervorblickte! Der russische Kreuzer „Bojan". Die Japaner haben ihn nachher vor Port Arthur umgetauft!

Wenige Tage später erblickte ich an der Hafeneinfahrt wieder ein Kriegsschiff. Aus allen Lucken blitzten Geschützläufe im Sonnenschein, auf dem Verdeck stund die Mannschaft in Reih und Glied, im weißen Matrosenanzug. Auf dem Flaggenmast wehte das russische Andreaskreuz. Bum, bum und Pulverdampf auf dem Schiffe, bum bum und Pulverdampf am Land: die gegenseitigen Salutschüsse! Feierliche Stimmung! Merkwürdig, daß auch Mordwaffen Feierlichkeit aufkommen lassen können! Langsam fuhr das russische Linienschiff „Oßliabia" in den Hafen ein.

Nach weitern drei Tagen ruderte ein Araber eine kleine Jolle nach der Schiffstreppe der „Oßliabia". In der Jolle saß ich. Einige Offiziere und ein Pope in wallendem weißen Bart und einfachem grauen Anzug schauten neugierig auf den Eindringling herab. Viel neugieriger war aber ich: ich durfte zum ersten Mal in meinem Leben ein Kriegsschiff besuchen!

Ein Matrose salutierte vor mir. Wir verstehen uns ohne Worte: er soll mein Führer sein. Zuerst betraten wir das Arsenal. Ein großer Saal, den Wänden entlang ein Gewehr nach dem andern, in geübten Händen treffliche Waffen im Nahkampf, bei Landungen und gegen sich nahende Torpedos. Im gleichen Raum ein Altar, mit Marienbild und ewigem Licht. Die Extreme berühren sich auch auf dem Wasser, nicht nur zu Lande!

Dann gings zum gewaltigen Panzerturm, mit der 32 Centimeterkanone. Ein riesiges, mehrere Tonnen schweres Rohr, das doch dem leisesten Druck der Hand gehorcht! Hierauf begaben wir uns eine Treppe hinab, auf das Batteriedeck, und ich amüsierte mich köstlich, die gewaltigen Kanonenrohre horizontal und vertikal zu verschieben. Daneben stunden die Geschosse: Granaten, die mir just bis zur Schulter reichten und ich bin kein Zwerg! Aufzüge, Transportschienen an der Decke und Laufrollen mit Ketten und Haken erlauben, die Geschosse rasch an jeden beliebigen Ort des Schiffes zu transportieren.

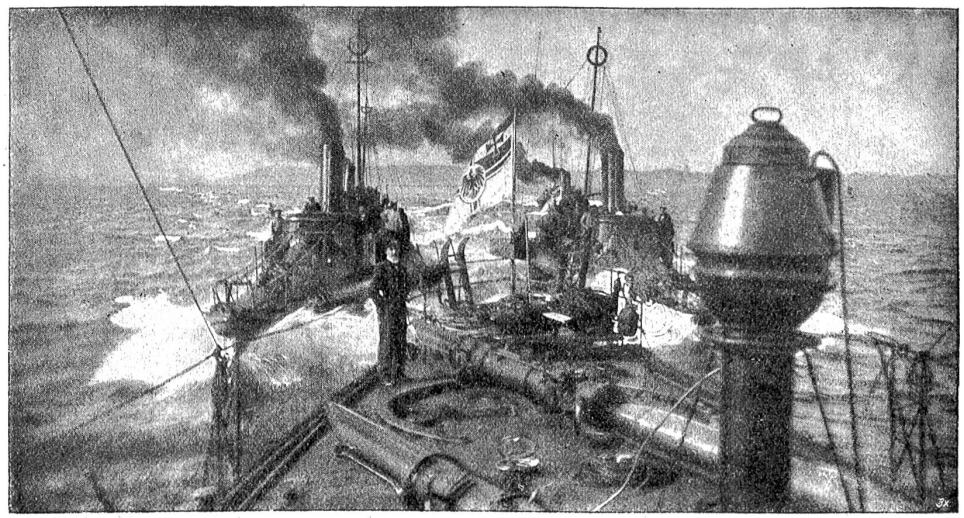
Neues Staunen bei der mächtigen Ankerwinde, natürlich elektrisch angetrieben. Es wird wohl schon eine beträchtliche Kraft brauchen, um die Ankerkette nebst Anker aufzuwinden, denn die einzelnen Kettenglieder sind aus armdickem Eisen geschmiedet.

Wieder eine Treppe hinunter und wir stehen vor den Torpedolancierrohren und den Torpedos, die im modernen Seekrieg eine so große Rolle spielen. Hier darf ich wohl etwas deutlicher werden, denn bei uns zu Lande kennt man die Torpedos meist nur dem Namen nach. Man denke sich eine riesige Havanna, dreißig bis vierzig Centimeter dick, fünf bis sechs Meter lang. Im vordern zugespitzten Teil befindet sich die Ladung, die durch Druck auf den sich an der Spitze befindenden Knopf (praktisch also bei Auftreffen des Knopfes an eine Schiffswand) zur Explosion gebracht wird. Der mittlere Teil der Havanna ist mit komprimierter Luft gefüllt und der hintere Teil enthält die Maschinerie, die, durch die Druckluft betätigt, die beiden sichtbaren Propeller antreibt. Ein einziger Propeller könnte den Torpedo durch einseitigen Wasserschlag aus seiner Richtung ablenken, weshalb mit Vorliebe zwei Propeller verwendet werden, der eine für Rechts-, der andere für Linksdrehung eingerichtet. Diese eben beschriebene Riesenzigarre wäre also der Torpedo, der sich selbst im Wasser fortbewegt. Das Lancierrohr hat nur den Zweck, dem Torpedo eine gewisse Richtung und — unter Zuhülfenahme von Preßluft oder Pulver — Anfangsgeschwindigkeit zu geben.

Später wurden mir Lancierrohre gezeigt, die unter Wasser ausmünden. Selbstredend müssen solche Rohre fest mit dem Schiff verbunden sein, d. h. beim Zielen hat der ganze Schiffskörper eine entsprechende Drehung zu machen.

Auch die große Waschküche und das Elektrizitätswerk des Schiffes wurden mir gezeigt. Hierauf ging es wieder langsam nach dem Verdeck. Dort noch ein Blick hinauf, nach

dem gewaltigen Scheinwerfer, den Maschinengewehren in den Mastkörben und den drei Schloten, von denen jeder seine drei Meter Durchmesser haben mochte! Dann verabschiedete ich mich von dem freundlichen Führer, der nicht zu bewegen war, ein Trinkgeld anzunehmen! Mit Zeichen hatten wir uns verständigen müssen. Bald ging es, bald nicht. Manche Frage konnte mir nicht beantwortet werden. Schade, daß ich nicht in Damenbegleitung war! Für das zarte Geschlecht reservieren sich nämlich die Offiziere die Führung und mit diesen hätte ich mich jedenfalls französisch verständigen können. Doch war es auch so ein äußerst genußreicher Nachmittag.



Torpedo-Division im Avancieren.

Auf dem Verdeck war inzwischen die Mannschaft im groben Dienstanzug zum Apell angetreten. Eine dem Tode geweihte Mannschaft! Ich ahnte es freilich nicht. Die „Oßliabia" mit ihrem dicken Eisenpanzer, den mächtigen Geschützen, mit den raffiniertesten technischen Vorrichtungen ausgestattet, war mir ein Symbol der Macht und Kraft, ja mehr: ein Abglanz der Unüberwindlichkeit. Aber kaum zwei Jahre später brachte der Telegraph die Nachricht von der Seeschlacht von Tsushima und unter den gesunkenen Schiffen befand sich auch die „Oßliabia". Damals wurde mein Auge feucht: ich gedachte der hochinteressanten Stunden, wo ich Gast des Schiffes war.

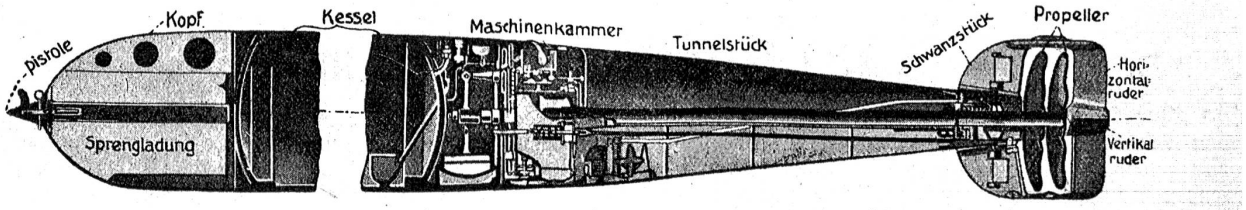
Wenige Wochen später ließ ich mich an Bord des Kreuzers „Aurora" führen. Es war Sonntag. An Bord traf man auf dem Boden schlafende Matrosen, auf andere, die Briefe nach Hause schrieben; ein Matrose nähte mit mehr Gefühl als Geschick einen Knopf an seine Jacke. Ein anderer saß auf einem Tau und flickte seine Hosen. Auf der Mundharmonika spielte einer fröhliche Weisen, während andere mit großem Behagen am Land gekaufte Melonen verzehrten. Ein Kriegsschiff, dem man oft das Kriegerische gar nicht anmerkte! Auf der „Aurora" durfte ich den Maschinensaal betreten. Man denke sich einen großen Tanzsaal, ganz angefüllt von Hebeln, Kurbeln, Stangen, Wellen, Bedienungstreppen und -Gallerien. Ein Wirrwar von Eisenteilen, die doch alle harmonisch ineinander greifen, sich alle zum gemeinsamen Zweck vereinigen! Dann öffnete der Führer eine Türe: ein Blick ins Kesselhaus, wo in zwei sich gegenüberstehenden Reihen wohl an zwanzig große Dampfkessel aufgestellt sind. Schwarz sah's dort drinnen aus! Auch die „Aurora" spielte später eine Rolle. Sie war eines der russischen Schiffe, die sich nach dem Hafen von Manila flüchten konnten.

Ein Idyll erlebte ich auf dem österreichischen Kreuzer „Franz Joseph". Die Instrumente des Schiffsorchesters wurden im Torpedoraum aufbewahrt und neben und auf den totbringenden Waffen lagen ein Cello, Violinen und Trompeten als Trauzeugen der Vermählung von Kriegsgott Mars mit Frau Musika!

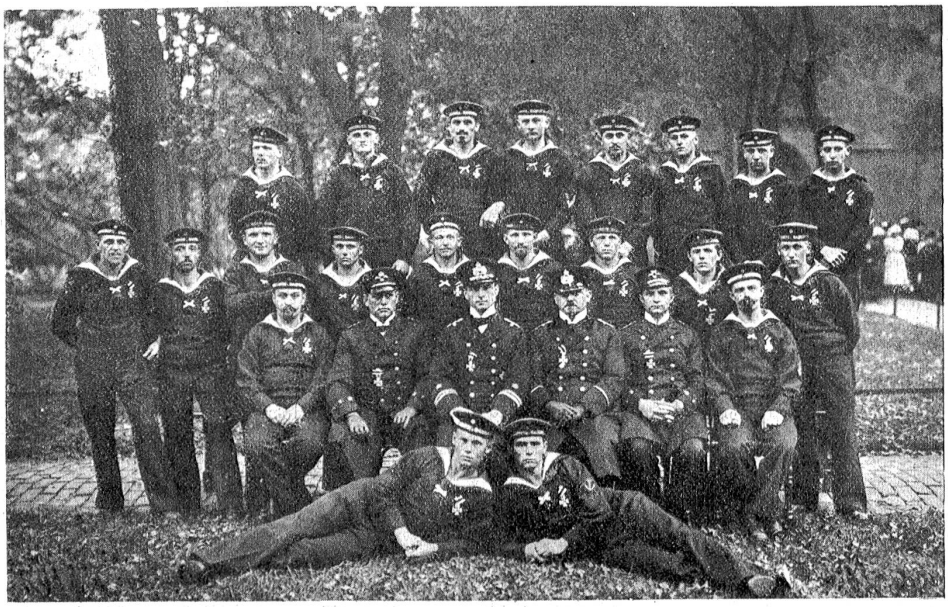
Auch einem kühlen Trunk sind Matrosen nicht abgeneigt. Auf dem deutschen Kreuzer „Freya" wurde mir versichert, das Schiff sei mit 30,000 Flaschen Bier von Kiel abgefahren und davon seien nun, nach drei Monaten, noch ca. 12,000 vorhanden.

Ueberaus interessant war mein letzter Kriegsschiffbesuch vom Jahre 1908 auf dem österreichischen Linienschiff, das den Namen des ermordeten Tronfolgers trägt. Im Hafen von Barcelona lag es neben zwei Schwesterschiffen und der König von Spanien war eigens aus Madrid gekommen, um sich die nach den allermodernsten Prinzipien gebauten Schiffe anzusehen.

Diese Prinzipien waren mir zwar unbekannt. Doch die gewaltigen Abmessungen der Schiffe wiesen auch den Laien auf Meisterwerke der Technik hin. Raffiniert ist die Art und Weise, wie die Elektrizität in den Dienst des Schiffes gestellt wird und die elektrische Signalübertragung, die ich dort zum ersten Male sah, hat wohl die interne Befehlübermittlung radikal und vorteilhaft geändert. Im Ernstfall versammeln sich alle Offiziere im Kommandoturm, einem runden, gepanzerten Raum, der nur in Augenhöhe eine rundum gehende Oeffnung von ca. 5 Centimeter Breite besitzt. Als einzige Instrumente enthält der Kommandoturm zwölf bis fünfzehn Hebel, von denen jeder von Hand in mehrere Stellungen gebracht werden kann. Jede Stellung ist mit einer Aufschrift versehen. Hält man es nun z. B. für erforderlich, daß die Geschützbatterien den Kampf eröffnen, ergreift der die Geschütze kommandierende Offizier den Hebel mit der Aufschrift „Batteriedeck, Geschütz Nr. 1" und führt ihn auf die Stellung „Laden". Unten, vielleicht hundert Meter vom Kommandoturm entfernt, bewegt sich im gleichen Moment beim Geschütz Nr. 1 ein Zeiger und bleibt auf der Inschrift „Laden" stehen. Ein Druck auf einen Knopf bringt im Kommandoturm ein kleines farbiges Glühlämpchen zum Leuchten und meldet dem Offizier, daß unten der Befehl erhalten und verstanden wurde. Der Offizier führt den Hebel auf die Stellung „Schußbereit" und der elektrische Strom vermittelt wieder das Kommando und



Längsschnitt durch einen modernen Torpedo.



Die Helden des deutschen Unterseebootes „U 9“ mit ihrem Kommandanten, Kapitänleutnant Weddingen, welche am 22. September die englischen Panzerkreuzer „Abukir“, „Hogue“ und „Cressy“ in der Nordsee, nordwestlich von Hoek, in den Grund bohrten.

die Empfangsanzeige desselben. Endlich führt der Offizier den Hebel auf „Feuer“ und die todbringende Granate schießt aus dem Rohr.

In gleicher Weise übermitteln die Offiziere vom Kommandoturm aus ihre Befehle für die Mannschaft, welche die Torpedolancierrohre bedient, für den Steuermann, für die Maschinisten („Mit Volldampf“ — „Langsam“ — „Halt“ — „Langsam rückwärts“) und die andern Abteilungen der riesigen schwimmenden Festung. So laufen im Ernstfall alle Fäden stets im gleichen Raum zusammen.

Auf einer Kommandobrücke ist der obligate Scheinwerfer aufgestellt, der nachts mit seinen 20 bis 25,000 Kerzenstärken die Meeresfläche erleuchten soll. Aber kein Mensch steht neben ihm, wenn er in dunkler Nacht mit weißen Strahlen das Meer absucht, sein Licht bald hoch gegen den Himmel sendet, bald im Kreise, bald in langer, gerader Linie auf dem Wasser spielen läßt. Ziemlich entfernt davon, an gut geschützter, aber einen möglichst weiten Ausblick erlaubenden Stelle sitzt der Maschinist vor einem Hebel und einem kleinen Schaltbrett. Ein Griff nach dem Schalter und der Scheinwerfer ist unter Strom. Ein zweiter Blick nach oben und wir bemerken zu unserm Erstaunen, daß der Scheinwerfer gleichwohl kein Licht ausstrahlt. Woran liegt das? Gewiß hat schon jeder bemerkt, daß bei einer elektrischen Bogenlampe das Licht beim Einschalten eine Weile sehr stark schwankt, ja zeitweise wieder zum Erlöschen kommt. Genau gleich ist es beim Scheinwerfer. Das schwache, flackernde Licht würde das Schiff dem Feind verraten, ohne daß letzterer selbst wahrgenommen werden könnte. Also hält man den Scheinwerfer ganz geschlossen. Der Maschinist unten beobachtet aber scharf die Instrumente auf der Schalttafel. Nun schwanken die Zeiger nicht mehr, der Strom ist konstant, also auch das Licht. Ein Druck auf einen kleinen Hebel und der elektrische Strom öffnet den Verschluß des Apparates: ein großer, heller Lichtbüschel ergießt sich sofort ins Nachtdunkel.

Der Maschinist ergreift nun den Steuerhebel des Scheinwerfers. Er bewegt den Hebel aufwärts. Der entfernte Scheinwerfer folgt getreulich dem Beispiel: er richtet sofort seine Strahlen nach oben. Der Maschinist dreht den Hebel nach rechts, der Apparat folgt. Der Hebel senkt sich, das Strahlenbüschel ebenfalls. Die Elektrizität ist eine treue und gewissenhafte Dienerin!

Man kann sich kaum ein vollendeteres Werk denken, kaum eine vollkommenere Verbindung von höchstem menschlichen Genie mit technischem Schaffungsgeist als ein Kriegsschiff. Mit einem Kostenaufwand von 40 bis 50 Millionen Franken werden solche Dinger im Laufe langer Monate gebaut. Eine gut gelegte Seemine, ein kühner Torpedobootangriff und in wenigen Minuten ist das Werk von Menschenhand vernichtet, liegen die Millionen auf dem Grunde des Ozeans! So ist auch die gewaltige Schöpfung eines modernen Kriegsschiffes ein leises memento mori.

Der Schläfer.

Nach der Erzählung eines deutschen Offiziers in der „Köln. Zeitung“.

Tiefen Frieden in den Zügen
Ruht im Feld ein junges Blut.
Blasse Abendwolken fliegen —
Toter Leutnant, schlafe gut!

Sanft entglitten seiner Rechten,
Liegt im Gras ein lieblich Bild:
Ein Gesicht, umrahmt von Flechten,
Um den Mund ein Lächeln mild.

Ungelenk steht hingeschrieben:
„A son grand frère son petit cœur“.
Und die Worte stehn, die lieben:
„Souvenir de ta petite sœur.“

„Ein Gebet ihm, Kameraden,
Dessen Blut so jung verschäumt,
Während von des Helden Taten
Fern die kleine Schwester träumt.“

Walter Dietiker.

Die Kathedrale von Reims.

Zur Stunde kennen wir das Schicksal der Kathedrale von Reims nicht vollständig. Wir wissen nur, daß sie gegen das Ende des letzten Monats hin im Mittelpunkt der wütenden Kämpfe zwischen den deutschen und den französisch-englischen Truppen stand. Voreilige Meldungen sagten, daß die Kathedrale nur noch ein Trümmerhaufen sei und lösten damit Bestürzung und Trauer bei den Gebildeten der ganzen Welt aus. Spätere Meldungen ließen den Schaden als weniger schlimm erscheinen. Man atmete wieder auf. Seither haben französische Zeitschriften Abbildungen nach